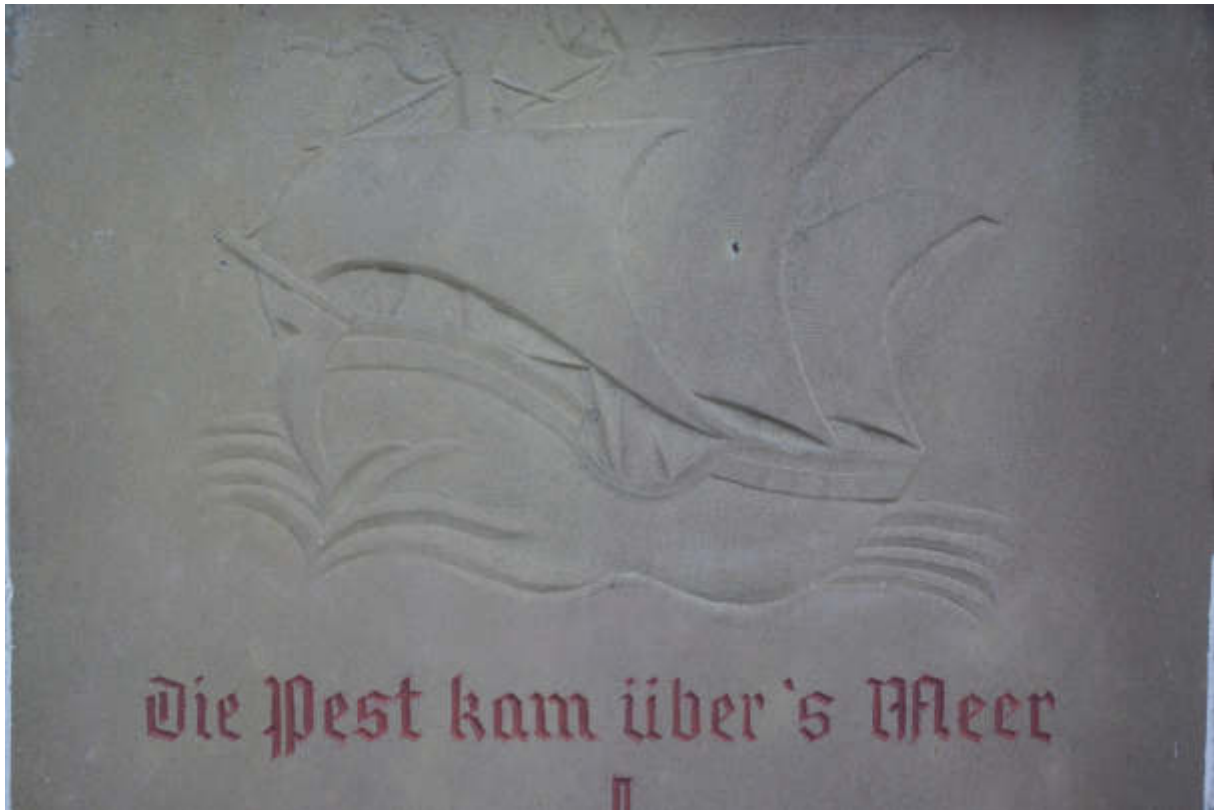


Als Pflegerinnen und „Pestilentarier“ im Landkreis Lindau die Seuchen bekämpften

Immer wieder wurden auch Stadt und Landkreis Lindau in ihrer bisherigen Geschichte von Seuchenepidemien heimgesucht.

Erstmals erreicht auch Lindau im Jahre 1348 die heimtückische Pest und die Menschen wussten nicht, wie mit dieser Massenkrankheit umzugehen sei. Zuerst 1347 Kaufleute aus Genua, dann 1348 auch venezianische Kaufleute hatten den Pestbazillus offensichtlich aus Konstantinopel (heute Istanbul) kommend eingeschleppt. Von anderen Fernhandelskaufleuten wurde diese anschließend über die Alpen auch ins Allgäu und in die Bodenseegegend gebracht. Während die Inselstadt Lindau damals noch relativ glimpflich davon kam, war dies in den benachbarten Festlandsgemeinden nicht der Fall. „Auf dem Lande allerdings scheint sie fürchterlich gehaust zu haben; denn wir wissen zufällig, dass in Laimnau infolge der Pest ein Drittel der Höfe verödete“, wie es Franz Joetze in der Lindauer Stadtgeschichte von 1909 formulierte.



Obere Hälfte der Pest- und Hexenverfolgungsoffer-Gedenktafel auf dem Wasserburger Nordfriedhof im März 2020. Foto: Schweizer.

Bis ins Jahr 1894 nicht wissend, woher die Seuche stammte und wie sie wirksam bekämpft werden könnte, machten auch Lindaus Bürger damals die einheimischen Menschen jüdischen Glaubens zu Sündenböcken hierfür, und vertrieben bzw. ermordeten diese als angebliche „Brunnenvergifter“ noch 1348 erstmals.

Aus dem Westallgäu wissen wir durch Pfarrer Herbert Mader von dem tödlichen Wirken des Pestbazillus zu jener Zeit beispielsweise im Dorfe Grünenbach: „In den Regesten der Bischöfe von Konstanz wird erwähnt, dass in der Gegend um Grünenbach wegen der Pest alles ausgestorben ist. Es wurden also keine Abgaben

mehr entrichtet, keine Frondienste mehr geleistet. Die Häuser standen leer, das Vieh blieb unversorgt, die Feldfrüchte verrotteten. Die Herrschaft Hohenegg warf so keine Erträge mehr ab, sie war wertlos geworden, von Wert höchstens für den, der den eigenen Besitz an Grund und Boden arrondieren wollte, was bei Wilhelm von Montfort der Fall war.“



Labung eines Kranken. Bildausschnitt aus „Die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott“ aus dem Jahre 1682 im Lindauer Stadtmuseum im Haus zum Cavazzen. Foto: Schweizer.

Bereits 1439 verängstigte die nächste Pestwelle auch Lindauerinnen und Lindauer. Jene Armen in der Stadt, welche aus den verschiedenen Stiftungen Unterstützung erhielten, sei es beispielsweise in Form von Brot, Mehl oder geringes Bargeld aus dem städtischen „Kleinen Almosen“, mussten sich als Gegenleistung dazu verpflichten, bei künftigen Pestepidemien die gefährliche Arbeit des Dienstbotenwesens außer Haus sowie die Pflege der Erkrankten zu übernehmen. Als 1634 die Seuche erneut wütete, wohnten im damaligen Klösterlein an der Achbrücke (in der Nähe des heutigen Narrenheimes an der Achbrücke) die drei Kapuzinermönche, Andreas, Seraphin und Hortulan, welche sich nun auch verstärkt der Krankenpflege widmeten. Pater Andreas „ergriff bald selbst die schreckliche Krankheit und raffte ihn im Alter von 37 Jahren dahin. Auch Hortulan tröstete die Sterbenden, sprach ihnen fromme Gebete vor (...) bis an seinem Körper die Pestbeulen auftraten; kurz darauf verschied auch er. Übrigens waren die aus den evangelischen Predigern gewählten ‚Pestilentarier‘ ebenso treu in Erfüllung ihrer Pflicht“, wie Hans Loewe dies 1909 formulierte.

Die häufigen Kriege der Herren und der diesen folgende Hunger schwächten jeweils die Gesundheit des Volkes. So auch die Krisenjahrzehnte des Dreißigjährigen Krieges von 1618 bis 1648. Anton Maier skizzierte dies in seiner Ellhofener

Dorfchronik u.a. mit folgenden Worten: „Große Not war im Land. Eine allgemeine, betrübliche Geldentwertung brachte eine ungeheure Teuerung (...) Dazu kamen Truppendurchzüge und schließlich 1628 eine mörderische Pest, die auch im folgenden Jahre weiter wütete. Schon einmal hatte Ellhofen diesen Würgeengel kennen gelernt, als 1512 aus einem Haus gleich fünf Personen starben und aus Furcht vor Ansteckung niemand mehr in die Kirche ging. Diesmal aber (1628) scheint es ungleich schlimmer gewesen zu sein.“



Blick rechts auf das Lindauer Siechenhaus („Rainhaus“) vom Jahre 1586 sowie links die frühere Aeschacher Gangolfskirche mit Pfarrstadel und Siechenhaus auf der Deller'schen Totentafel von 1604; Stadtmuseum Lindau; Foto: Schw.

Allein vom 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert hauste die Pest, mal mehr, mal weniger heftig, dreizehn mal auch innerhalb der Lindauer Stadtmauern. Die vielen engen und verschmutzten Gassen in der Stadt boten einen beinahe idealen Nährboden zur Übertragung des Bazillus durch die Mäuse- und Rattenflöhe.

Die alte Wasserburger Pest- und Hexengedenktafel, fotografiert im Jahre 1985, als diese sich noch an der Außenseite der nördlichen Wasserburger Friedhofsmauer befand, welche an die 615 Pest-Toten des Jahres 1635 sowie an die mehr als 20 Opfer des Hexenwahnes in der Gemeinde erinnert.. Foto: Schweizer.

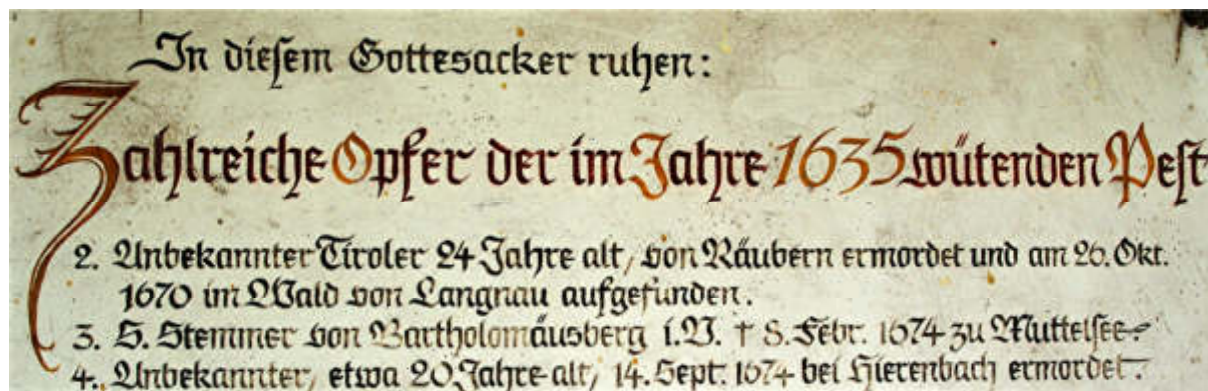


Im Jahre 1612, als die Pest in der Schweiz, im Allgäu sowie in ganz Schwaben wütete, tötete sie innerhalb von neun Monaten, so die ungenaue Überlieferung, rund 50.000 Menschen nur in diesen drei Regionen. In Lindau allein forderte sie etwa 200 Tote. Der Rat der Stadt musste damals nur zur Bezahlung der Pflegerinnen sowie der nun dem



Blick zur Erinnerungsstätte auf dem „Pestfriedhof“ westlich des Dorfes Unterreitnau im März 2020, welcher errichtet wurde, weil, so eine alte Inschrift, „im Jahre 1635 in der Pfarrei Unterreitnau die Pest derart herrschte, dass die Leichen haufenweise beerdigt werden mussten.“ Foto: Schweizer.

Verhungern nahen Armen rund tausend Florentiner Gulden ausgeben. Der häufig wiederkehrende Schrecken hinterließ über die Jahrhunderte hinweg etliche Spuren auch im örtlichen Brauchtum, in den Mythen sowie im Aberglauben. Thomas Stettner notierte hierzu 1909 in der Stadtgeschichte etwas skeptisch u.a. „Besonders zu erwähnen sind nur die ‚Klöpflesnächte‘. In der Adventszeit bis Weihnachten pflegte man an jedem Donnerstag zur Nachtzeit guten Bekannten Erbsen oder kleine Steine ans Fenster zu werfen oder mit einem Holzschleit an Läden und Türen zu klopfen unter Absingen eines scherzhaften Reimes, der mit ‚klopfen‘ begann. Später führte man das Entstehen dieses Brauches auf die Pestzeit zurück“.



Gedenktafel (Ausschnitt) des „Pestfriedhofes“ Unterreitnau. Foto: Schweizer.

K. Grünbauer berichtete rund 20 Jahre später aus einer alten handschriftlichen Oberreitnauer Chronik zitierend über diesen „Schwarzen Tod“ u.a.: „Der Pestgottesacker in Unterreitnau ist noch eine bleibende Erinnerung an dies allgemeine Sterben (...) Auch das Spiel der Kinder: ‚Fürchtet ihr den Schwarzen Mann?‘ ist ein Überbleibsel aus der grausigen Zeit (...) Man trägt auch heute gern eine Blume im Knopfloch. Dieser Brauch ist ein Rest aus der Pestzeit. Damals glaubte man, man könne durch Pflanzenaufgüsse, also durch Tee, die Krankheit heilen, ja sogar abhalten. Später meinte man, man brauche die Pflanze nur bei sich tragen und sie wirke durch ihre Kraft. Nun trägt man die wohlriechenden Blüten im Knopfloch“.

© Karl Schweizer, www.edition-inseltor-lindau.de, März 2020

Fundstellen:

- Karl Wolfart (Hrg.): „Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee“, Lindau 1909, Band 1, Teilband 1: S. 102, 150, 231; Band 1, Teilband 2: S. 14, 16, 85 und 198; Band 2: S. 278.
- K. Grünbauer: „Über die Pest um Lindau“, in: „Bodensee-Heimat-Schau“ vom 19.11. 1931, S. 91f.
- Heiner Stauder, „Zeittafel zur Geschichte von Ober- und Unterreitnau“, in: „Festprogramm 1200 Jahre Reitnau“ vom 19. Juni 2005, Lindau 2005, S.13ff.
- Werner Dobras, „Lindauer Wanderbuch“, Konstanz 1977, S. 51.
- www.rainhaus-lindau.de/rainhaus/geschichte/;
- Anton Maier: „Gemeinde Ellhofen – Chronik eines westallgäuer Dorfes“, Eigenverlag, Ellhofen 1965, S. 28.
- Herbert Mader: „Ebratshofener Chronik – Hundert Kapitel Heimatgeschichte“, (Eigenverlag), Ebratshofen 1997, S. 20f, 45.